



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Andreas-v. Reyher, Alexander: Im Flecken : Erzählung aus der russischen
Provinz : vierzehntes Kapitel: Der erste April.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Wir sind keineswegs gegen Milde, wo sie angebracht ist; im Gegenteil, wir wünschen sie, verlangen aber Strenge, wo man nicht ohne sie auskommt. Der einzelne Homosexuelle mag zu bedauern sein, wie der Wahnsinnige, den man ins Irrenhaus sperrt, oder wie der erblich belastete Verbrecher, den der Kerker aufnimmt, aber das Bedauern darf nicht den Arm der Tat lähmen. Wenn es die Vernunft und Gesundheit des Volkstums gilt, so ist es ganz gleichgültig, ob einige hundert oder tausend Ungefunde zugrunde gehen, im Gegenteil, vom Standpunkt der Massengesundheit ist dies nur zu wünschen.

Um aber zu zeigen, wie schonend wir denken, werfen wir die Frage auf, ob die Homosexuellen nicht als teilsirrsinnig zu behandeln und deshalb nicht in gewöhnliche Gefängnisse abzuführen sind, sondern etwa in eigene für sie errichtete Strafanstalten mit ärztlichem Hintergrunde.



Im Flecken

Erzählung aus der russischen Provinz

Von Alexander Andreas=v. Keyser

Vierzehntes Kapitel: Der erste April.

Der erste Tag des April war angebrochen, und mit ihm gab es im Hause Bolscharows eine Reihe von Überraschungen, die je nach dem Verstandesvermögen der Betreffenden Lachen oder Schelten, Frohsinn oder Ärger hervorriefen.

Vor allen Dingen trat wie in jedem Jahre an diesem Morgen der Hausknecht in das Kämmerchen des Kutschers Slja, der sich im Bett dehnte und streckte, was bei ihm stets dem Aufstehen voranging.

„Kommst du schon, alter Teufel!“ rief Slja ihm entgegen. „Willst du mir wieder erzählen, daß die Stalltür geöffnet sei und man die Pferde gestohlen habe?“

„Nein,“ sprach der Hausknecht ruhig, „seit du im vorigen Jahre böse wurdest und zeigtest, daß du keinen Spaß verstehst, erzähle ich dir nichts mehr. Es gibt andere im Hause, mit denen ich Aprilscherz treiben kann. Ich komme, weil Annuschka mich beauftragt hat, dir zu sagen, daß der Herr in der Nacht krank geworden ist. Es steht schlimm mit ihm. Du sollst dich beeilen und dich fertig halten, nach dem Arzt zu fahren. Den kleinen Korbwagen sollst du herausziehen.“

„Lüge du und der Teufel!“

„Ich lüge nicht,“ versetzte der Hausknecht. „Ich habe dir ja schon gesagt, daß ich mit dir nicht mehr scherze. Ich habe dir den Befehl übergeben. Tue, wie du willst. Gehorche oder gehorche nicht.“

„Seit wann ist es Mode, nach dem Arzt zu fahren? Der kommt ja immer zu Fuß. Er wohnt doch kaum zweihundert Schritte von uns, du alter Strohkopf!“

Grenzboten I 1911

30

„Ja, siehst du, Bruder, er ist aber gerade bei einer Wöchnerin im Vorflecken und hat sagen lassen, wenn er nötig sei, solle man den Wagen nachschicken.“

Der Hausknecht ging hinaus.

„Warte, du Teufel!“ schrie IJa ihm nach. Aber der Alte kehrte nicht um und wandte sich mit derselben Ruhe an eine Magd, die eben verschlafen aus der Küche trat.

„Arina, wer hat dir hinten den Rock bis zum Gürtel aufgeschlitzt? Man zeigt sich nicht so unanständig vor Mannsaugen!“

Erschreckt griff sie mit beiden Händen nach hinten und beugte sich, um den Schaden sehen zu können, mit einer so starken Verdrehung des Halses seitwärts nieder, daß es ordentlich gefährlich anzuschauen war.

„Gratuliere zum ersten April, Arinchen,“ sagte dazu befriedigt der Hausknecht.

„Nu, eh, alter Nichtsnutz!“ schalt Arina und zeigte dabei lachend die weißen, derben Zähne. „Ein großes Vergnügen, die Leute anzuführen!“

„Laufe schnell zu IJa,“ riet der Hausknecht. „Sage ihm, es sei befohlen, gleich den kleinen Korbwagen anzuspannen.“

Sie stand ein Weilchen, bis ihr langsam arbeitendes Gehirn den Sinn der Worte gefunden hatte. Dann stopfte sie mit einem dumpfen Aufschrei den Zipfel des Schultertuches in den Mund, um das Lachen zu verbeißen, und lief über den Hof zu des Kutschers Zimmer.

„IJa, anspannen, den kleinen Korbwagen, schnell!“ schrie sie, indem sie die Tür aufriß und sogleich wieder zuschlug, denn sie konnte das Lachen nicht überwinden und wäre, als sie auf den Hof taumelte, fast daran erstickt, so daß sie sich auf den Boden niedersetzen mußte. Rot wie die schönste Pöonie heulte sie vor Lachen in sich hinein wie ein heiferer Hofhund.

Der Kutscher war eben am Überlegen, ob er die Meldung des Hausknechts ernst nehmen solle oder nicht.

„Geh, glaube dem alten Schuft!“ hatte er räsoniert, indem er sich nochmals aus Leibeskräften reckte. „Es wäre ja wohl möglich, daß Annuschka ihm wirklich den Auftrag gegeben hätte. Aber andererseits ist heute der erste April. Ist das eine verfluchte Geschichte! Da soll ein Mensch dabei leben!“

In diesem Augenblick hatte Arina geschrien, und nun sprang er auf die Beine, fuhr in die Hosen und Stiefel, warf den Kutscherrock über die Schultern und stürzte hinaus zum Stall.

„Laufen Sie nicht so eilig, würdigster IJa,“ lachte der Hausknecht von weitem, zog die Mütze und verneigte sich. „Dem ersten April entlaufen Sie doch nicht.“

Arina aber brach jetzt in wolfartiges Heulen aus und wälzte sich auf der Erde.

IJa hielt mitten im Laufen inne und wandte sich mit weit aufgerissenem Munde und fragenden Augen dem Hausknecht zu. Dann brach die Heiterkeit auch bei ihm wieder durch. Er spie derb vor sich hin und rief mit komisch erhobener Faust dem Hausknecht zu:

„Teufel auch, du Hundesohn! Tfi! So bringst du meine alten Kutscherbeine in Aufregung! Nein, Brüderchen, das ist zu viel, das halte ein anderer aus. Nun ist es wirklich genug mit diesen Dummheiten. Man kann ja gar nicht mehr wissen, was eigentlich die Uhr geschlagen hat.“

Arina schüttelte sich noch immer vor Lachen am Boden, während der Hausknecht sich mit lautem Händeklatschen ausgelassen hin und her wiegte und dann mit erhobenem Finger den Kutscher also belehrte:

„Ja, ja, Väterchen, sieh mal zu! Hat man den ersten April nicht im Kopfe, dann muß man ihn schon in den Beinen haben. Das ist nicht anders in dieser Welt und wird nach tausend Jahren genau ebenso sein. Nun und übrigens,“ fügte er schmunzelnd hinzu, „kann es dir nur von Nutzen sein, dein faules Sitzspeck ein wenig in Bewegung zu bringen. Du müßtest mir also noch dankbar sein obendrein. Nicht? Meinst du nicht auch so, Väterchen?“

„Nu, wie denn nicht?“ erwiderte Ilija mit einem Anflug von Spott und fuhr dann in breitem Tone fort, indem er mit über der Brust gekreuzten Armen sich tief vor dem anderen verneigte:

„Dank gebührt dem großen Wohltäter und Ehre dem Weisen, der von seinem großen Reichtum dem Volke gibt. Ja Ehre dem —“

Er brach, sich jäh aufrichtend, plötzlich ab und stieß zugleich, mit den Augen warnend zur Pforte deutend, in heimlichem Flüsterton die Worte aus:

„Pst! Pst! Leute, der gnädige Herr naht.“

Im selben Augenblick stob alles, als wenn eine Bombe in ihre Mitte eingeschlagen hätte, auseinander, und während Arina, um sich ihrer Arbeit eiligst wieder zuzuwenden, mit flammend roten Wangen in die Höhe geschneilt war, machte sich der Hausknecht mit fliegender Hast an zwei in der Nähe stehende Eimer, um auch seinerseits den Eindruck ungestörter Pflichterfüllung zu erwecken. Auch Ilija hatte schnell nach einem nahe liegenden Stallbesen gegriffen und wandte sich jetzt, während Arina und der Hausknecht mit ängstlich lauerten Blicken des Hausherrn harreten, mit verschmiztem Lächeln ihnen wieder zu. Er legte die Rechte, militärisch grüßend, an den Mühenrand und rief unter mehrfachen Verbeugungen mit fröhlichem Spott:

„Belieben es Eure Wohlgeboren nicht übel zu nehmen, wenn der gnädige Herr nicht gerade jetzt, wo Sie ihn so dringend erwarten, kommt. Es ist ja zu meinem Mitkummer wiederum der erste April, der ihn abhält, Ihre Hoffnungen zu erfüllen. Nichts für ungut, Eure Wohlgeboren, nichts für ungut.“

Als der Kutscher geendet hatte, ließen der Hausknecht und Arina, wie aus einem schweren Traum erwacht, zugleich die Arme nieder sinken und standen einen Augenblick wie versteinert da. Dann blickten beide einander fragend an, und während Arina nach einem Tannenzapfen langte und diesen unter mutwilligem Lachen dem Kutscher an den Kopf warf, machte der Hausknecht sich unter lebhaftem Gestikulieren in derben Worten Luft:

„Seht mal an diesen Schlaufopf! Nu, so was! Bei Gott, der verstehtes. Ja, Falschspieler, du! Galgenstrick einer!“ — polterte er, nach jedem Satz kräftig aus speiend, hervor.

Er wurde indessen am weiteren Schimpfen durch das Erscheinen Marjas verhindert, die in Begleitung eines jungen Herrn den Hof betrat und den Weg in der Richtung des sich anschließenden Gartens nahm. Von allen mit einem untertänigen „Guten Tag, Herrin“ unter tiefen Verneigungen begrüßt, winkte sie den Kutscher zu sich heran, der mit einem ergeben hervorgestohlenen „Ich höre, Herrin“ wie ein Blitz an ihrer Seite war, mit der einen Hand seine Mütze vom Kopfe riß und mit der anderen unter demütigen Bücklingen ihre Hand an die Rippen führte. Nach diesem flüchtigen Ergebenheitsakt richtete er sich schnell wieder auf und erwartete, während zugleich hinter ihm auch die beiden anderen in ehrfurchtsvoller Haltung verharrten, entblößten Hauptes die Befehle der Herrin.

„Spanne sogleich an, Ilja. Hörst du?“ befahl diese eilig und fügte, auf ihren Begleiter weisend, hinzu: „Der gnädige Herr hier, mein Bräutigam, will aufs Gut fahren. Aber gleich! Rühre dich, Mensch! Schnell, schnell!“

Das Wort „Bräutigam“ schien, zumal bisher von einer Verlobung Marjas nach nichts bekannt geworden war, im Kopfe des Kutschers eine neue Verwirrung anzurichten. Durch die vielen Aprilscherze mißtrauisch gemacht, konnte dieser nicht umhin, sein dienstfertiges „Ich höre, Herrin, ich höre!“ mit einem ungläubigen Lächeln und einem argwöhnischen Seitenblick auf den Bräutigam zu begleiten.

Marja hatte sein zweifelndes Lächeln mit Unwillen bemerkt. Sie musterte ihn mit strengem Blick und gab ihrem Unmut sogleich Ausdruck, indem sie die Rechte in die Seite stemmte und ihn von oben herab anherrschte:

„Nu, Narr? Was gibt es da zu lachen?“

Dem Gemäßregelten, der erschreckt und mit offenem Munde ihre Worte entgegengenommen hatte, schoß das Blut hoch zu Kopf. Er neigte in hündischer Unterwürfigkeit den Oberkörper mehrmals tief zur Erde und flehte in weinerlichem, treuherzigem Tone:

„Verzeihung, Herrin, Verzeihung, es war nichts; bei Gott, es war wirklich nichts. Der Teufel mag wissen, wie es kommt, daß man manchmal so dumm ist, so dumm, daß schon die Kürbisse sich anstoßen und lachen. Dummheit ist ja von Gott gegeben, und was kann man nur dabei machen? Verzeihung, Herrin, bei Gott —“

„Nu, paß mal auf, Strohkopf!“ schnitt Marja ihm kurz das Wort ab, während sie den Finger zugleich drohend erhoben hatte. Dann betrat sie, ohne ihn weiter zu beachten, mit ihrem Begleiter den Garten.

Das Paar war kaum dem Gesichtsfelde entschwunden, als auch der Gescholtene schon von neuem den Spott über sich ergehen lassen mußte. Arina und der Hausknecht, die Zeugen des Vorfalles gewesen waren, machten sich mehr denn je über ihn lustig, daß er sich von Marja und dem jungen Herrn habe in den April schicken lassen und daß er sich für seine Dummheit noch obendrein Scheltworte zugezogen habe. Arina aber tat ein übriges hinzu, indem sie schnell ihre Schürze vom Leibe löste und diese unter schadenfrohem Lachen dem Kutscher zuwarf:

„Da, nimm, Väterchen, ein Tuch für deine Tränen. Aber höre, schilpere nicht zu viel über, damit wir nicht alle noch nasse Füße und den Schnupfen bekommen. Verstanden?“

Ilja stand wie ein Sünder mit zu Boden gesenktem Blicke da und ließ, selbst von seiner Dummheit überzeugt, alles ruhig über sich ergehen. Er kratzte sich nachdenklich den Hinterkopf, als wenn er noch einmal das Für und Wider in der Brautfrage überlegte, um aus dem ungewissen Halbdunkel zur Klarheit durchzubringen.

„Verfluchte Geschichte das! Was kann man da wissen!“ warf er resigniert vor sich hin, ohne den Blick vom Boden zu erheben. Und aus bedrückter Brust tief aufseufzend, fügte er achselzuckend hinzu:

„Wie es mit diesem verfluchten ersten April noch werden soll, das weiß der Himmel. Das ist so kein Leben mehr. Der Teufel mag das aushalten!“

Er beugte sich langsam vornüber und blies, während er mit dem Daumen der Rechten das eine Nasenloch zudrückte, zum anderen seinen Unmut hinaus. Dann wankte er mit trübem Kopfschütteln in den Stall, um Marjas Befehle auszuführen.

Diese und ihr Begleiter gingen inzwischen eifrig erzählend die Gartenwege auf und ab. Es war ein hübsches Paar. Beide groß gewachsen, Marja mit der leichten Andeutung einer Fülle und Pawel Kusmitsch ungefähr einen halben Kopf größer als seine Braut. Ja wirklich, sie waren ein Paar geworden, die beiden Kaufmannskinder, und eigentlich viel schneller und auf weit einfacherem Wege, als die beiden Väter es vorausgesehen hatten.

Einige Wochen nach Kusma Karpowitsch Näßzows Abreise war ebenso plötzlich und unvermittelt sein Sohn vor das Bolscharowsche Haus vorgefahren.

Tit Grigorjewitsch hatte nach der Verabschiedung von seinem alten Geschäftsfreunde seiner Frau und Tochter ganz oberflächlich mitgeteilt, daß Pawel Kusmitsch, Näßzows einziger Sohn, in der nächsten Zeit ihr Gast sein werde, und die Frauen zugleich ermahnt, es dem jungen Manne behaglich im Hause zu machen. Man mußte ihm zeigen, daß man nicht nur im Gouvernement, sondern auch im Flecken zu leben verstehe. Zwar — hatte Bolscharow hinzugefügt — sei der junge Näßzow ein richtiger Kaufmannssohn, der sich am wohlsten im Geschäft fühle und dessen ganzes Denken dem Holzhandel gehöre; aber — nun ja — etwas Zerstreuung brauche auch der Kaufmann, und Frau und Tochter mußten hier schon das Richtige treffen. Käme er zu ihnen doch nur aus dem einen Grunde, um in das großartige Getriebe seines Holzhandels einen Einblick zu tun; und Tit Grigorjewitsch hatte sich bei diesen Worten mit einem hörbaren Ruck ausgerichtet und herausfordernd um sich geblickt. „Sa, Alte,“ hatte er hinzugefügt, „so ein großer Mann kaufmännischer Nation bin ich, daß man mir die Söhne aus dem Gouvernement schickt, damit sie bei mir lernen, was Holzhandel heißt, und wissen, was zu tun ist, um ein reicher, geachteter Mann zu werden, so wie ich es bin. Du kannst wohl stolz auf mich sein, Kaufmannsfrau. Nun rühre die Hände, Dicke, damit unser Gast sieht, was Tit Grigorjewitsch wiegt.“

Marja war sehr erfreut gewesen über die Aussicht, eine Abwechslung im täglichen Einerlei vielleicht in Pawel Kusmitsch finden zu können, zumal sie vom Vater hörte, daß er ein gebildeter Kaufmannssohn sei, der das Gymnasium besucht habe und es verstehe, sich in der Welt zu bewegen. Gott sei Dank! — hatte es in ihr geklungen. Denn Wolski hatte sie bereits zu langweilen begonnen und sie befürchtete, daß er schließlich mehr in ihr sehen könnte als sie in ihm. Ha! Wenn er sich vielleicht einbildete, daß Tit Grigorjewitsch' einzige Tochter sich in eine Uniform verlieben könnte, so irrte sich der Herr Polizeiaufseher sehr.

Näßzows einziger Sohn war ein frischer, heiterer Mensch mit freundlichen Augen und geradem, ehrlichem, wenn auch etwas hochfahrendem Wesen. Im Kontor arbeitete er fleißig, und auf den Holzplätzen und in den Speichern sah er sich täglich genau um. Auch auf verschiedene praktische Neuerungen machte er Bolscharow aufmerksam, in die dieser nur knurrend einstimmt. Und Ignatij vor allem packte er scharf auf die Finger. Dieser empfand seine klugen, musternden Blicke sehr unangenehm und versuchte Pawel Kusmitsch wiederholt als Serumlungenerer und Tagedieb bei Bolscharow zu verdächtigen. Damit hatte er aber nur des letzteren Unwillen erregt, so daß er sich weiter hütete, über den jungen Näßzow schlecht zu sprechen, sondern vielmehr bemüht war, sich durch heuchlerische Freundlichkeit und hündische Untertwürfigkeit in Pawel Kusmitsch' Augen angenehm zu machen. Dieses Manöver glückte ihm aber nicht, sondern veranlaßte vielmehr den

jungen Räßow, erst recht auf sein Tun und Lassen ein wachsames Auge zu werfen und seine Einnahmen zu kontrollieren. Allmählich gelang es diesem denn auch, hinter verschiedene Schliche des Wotscharowschen Neffen zu kommen, und er nahm es sich fest vor, dieses Giftgewächs, wie er ihn im stillen nannte, unschädlich zu machen. Er wußte es wohl, unter welchen Voraussetzungen sein Vater ihn in den Flecken geschickt hatte, und da er sich mit dessen Absichten von Tag zu Tage immer mehr befreundete, so hielt er es für selbstverständlich, alles zu tun, um das Wohlergehen und die geschäftlichen Erfolge des Hauses zu mehren.

Marja gefiel ihm gut, ja täglich besser; sie würde eine Frau werden, wie sie ein Kaufmann brauchte. Das genügte ihm. Wenn er Marja Titowna gewann, gehörte ihm schließlich einmal alles, was Wotscharow besaß, und so war es gut, daß er schon jetzt für alle Personen und Dinge in seiner Umgebung ein wachsames Auge hatte. Er tat ja nur sich selbst den größten Gefallen damit, und als echtem Kaufmann lag es ihm überdies im Blut, den Besitz mit allen Mitteln zu vergrößern, nicht aber zuzusehen, wie Spitzbuben ihre Taschen mit diesem füllten. Erst wollte er freilich mit Marja einig sein, bevor er Wotscharow auf Ignatijs Unredlichkeiten aufmerksam machte. Die Zeit würde dann schon kommen, wo der Sturm die faule Frucht vom Baume schüttelte. Er wußte, daß er an Marja eine Verbündete haben würde und daß sie Ignatijs heuchlerisches Wesen ebensosehr verabscheute wie er selbst. Und auch Anna Dmitrijewna, die dicke bequeme Kaufmannsfrau, würde Ignatijs Verlust rasch verschmerzen.

Diese sah den jungen Räßow mit wohlgefälligen Augen an und hoffte im stillen, daß er mehr Eindruck auf Marja machen werde als der blanke „Polizeimeister“. Jeden Abend hestete sie im Gebete eine Blume an das Heiligenbild mit der stillen Bitte, Marjas Gedanken von der Uniform auf den ebenbürtigen und, Gott sei es gedankt, auch schwerwiegenden Kaufmannssohn zu lenken.

Wolski selbst schien dem Gast indessen weniger Bedeutung beizulegen. Er glaubte in selbstbewußter Eitelkeit, Marjas Zuneigung ganz zu besitzen, und dachte nicht einen Augenblick daran, daß seine Vorzüge durch Pawel Kusmitsch in den Schatten gedrängt werden könnten. Er sah mit einer gewissen Überlegenheit auf den jungen Kaufmannssohn herab, und so wurden denn auch seine eigenen Besuche im Wotscharowschen Hause deshalb nicht seltener. Nur die Unruhe und Mehrarbeit, die durch die Aufdeckung des Geldbraubes bei Schejins auf seinen Schultern gelastet hatten, waren es gewesen, die ihn kurze Zeit in seinem Privatvergnügen etwas behindert hatten. Trotzdem hatte er Marja jeden Morgen zur gewohnten Stunde vor ihrem Hause erwartet und sie auf ihren Spaziergängen begleitet. Pawel Kusmitsch hatte sich ihnen nur selten angeschlossen, da er um diese Zeit seinen Geschäften nachzugehen pflegte.

Und so ging alles seinen glatten Weg, und keiner tat verwundert, als Mascha und Pawel eines Tages die Eltern um ihren Segen baten. Man küßte sich, trocknete einige Tränen, schneuzte sich — und der Handel war geschlossen. Und dieser Tag, der Verlobungstag, war gerade der erste April gewesen, und mit verständlichem Mißtrauen war daher die Kunde von der Verlobung im Wotscharowschen Hause in der Küche und in den Ställen aufgenommen worden. Slja besonders, der sich durch seine zweifelnde Geberde eine scharfe Rüge der jungen Herrin zugezogen

hatte, konnte sich noch immer nicht beruhigen und kratzte sich auch jetzt noch beim Anspannen des Wagens wiederholt nachdenklich den Kopf.

Endlich stand das Bottscharowsche Gefährt abfahrtbereit vor der Tür, und Marja Titowna begleitete ihren Bräutigam an den Wagen. Pawel Kusmitsch hatte es eilig, um noch am Abend rechtzeitig vom Gut zurück zu sein, da man dann im kleinen Kreise das frohe Ereignis mit Pastete und Wein würdig feiern wollte. Sie winkten einander noch einen Gruß zu, und mit stolz erhobenem Kopf und hochmütig emporgezogenen Brauen ging Marja Titowna ins Haus zurück.

Nach wenigen Minuten sah man den Polizeiaufseher Wolski in tadellos aufgebügelter Uniform mit blanken, von weitem glänzenden Knöpfen und neuen weißen Handschuhen sich der Tür des Bottscharowschen Hauses nähern.

Er schien ganz mit sich selbst beschäftigt und hatte auch den mit dem jungen Nábzow die Straße hinabrollenden Wagen nicht bemerkt. Es war zu Wichtiges, was ihn bewegte; ja dieser Besuch war sozusagen entscheidend für sein ganzes ferneres Leben. Von dem heutigen Tage hing möglicherweise seine ganze Zukunft ab, ob sie ihm das ersehnte Wohlleben an der Seite einer reichen Frau bringen oder ihm noch weiter das Hundeleben des kleinen Polizeiaufsehers mit dem arm-seligen Gehalt auferlegen werde. Er wandte den Blick zur Seite und musterte seine Gestalt im schmutzigen Fenster des kleinen Friseurladens. Um seine Lippen spielte ein selbstgefälliges Lächeln, während er die beiden Enden seines Schnurrbartes zärtlich zur Seite strich und mit zufriedenerm Kopfnicken vor sich hinsprach:

„Ohne Sorge, Freundchen; es wird sich machen.“

Marja Titowna selbst war es, die ihm im Vorzimmer entgegentrat und ihn nach gegenseitiger flüchtiger Begrüßung in das anstoßende Gastzimmer und in diesem zum Niedersetzen nötigte. Der Polizeiaufseher folgte der Aufforderung mit einer dankenden Verbeugung, während deren er die Hacken stramm zusammen-schlug und dabei die beiden Medaillen an seiner Brust hell aneinander klingen ließ.

Die Unterhaltung, die sich anfänglich um gleichgültige Dinge drehte und von beiden mit einer leichten Oberflächlichkeit geführt wurde, berührte unter anderem auch den Geldraub beim Hauptmann Schejtin. Wolski erzählte, nicht ohne mit wichtiger Miene der eigenen großen Verdienste in dieser Angelegenheit zu gedenken, von der Wiedererlangung des Geldes und der Bestrafung Nikofors und unterließ es dabei nicht, in Marjas Augen verstoßen nach dem Eindruck zu forschen, den er in seiner heutigen äußeren Tadellosigkeit auf sie machte. Durch ihren lebens-würdigen, fast ausgelassenen Plauderton, in dem diese die Unterhaltung heute führte, in seinen Absichten ermutigt, versuchte er, unruhig auf dem Stuhle hin und her rückend, das Gespräch seinem Ziele näher zu bringen. Eine scheinbar teilnehmende, auf seine Unruhe hindeutende Frage Marjas gab ihm den erwünschten Anlaß, von sich selbst und seinem Vorhaben sprechen zu können. Nach einem tiefen Atemzug, den er mit einem verliebten Blick zu Marja begleitete, begann er ein von vielen Seufzern unterbrochenes Klagelied über sein ödes, freudeloses Leben anzustimmen und schließlich von seinem unabänderlichen Entschluß zu reden, dieser Misere durch eine schnelle Heirat jetzt endlich ein Ende zu bereiten. Noch einmal fandte er einen heißen Blick zu Marja. Dann sprang er auf und trat mit leidenschaftlich ausgebreiteten Armen vor sie hin:

„Marja Titowna! Es muß heraus, es schnürt mir sonst die Kehle zu. Ich muß es Ihnen sagen: Ich liebe Sie, liebe Sie über alles auf Erden. Ich bitte Sie, Maschenka, Täubchen, sagen Sie mir, ob Sie mir gut sein können, ob Sie mit mir zusammen unter die Kirchen-Kronen treten wollen. Ja? können Sie, wollen Sie?“

Er hielt noch immer die ausgebreiteten Arme ihr entgegen und blickte sie mit feurigen, verlangenden Augen an.

Marja hatte sich von ihrem Stuhl erhoben. Es lag etwas wie Triumph in ihren Blicken, mit denen sie den Polizeiaufseher hochmütig maß. Es schossen ihr im Augenblick alle die erniedrigenden Einzelheiten durch den Kopf, die seine Unhöflichkeit sie damals auf der Straße erfahren ließ, und ein Gefühl der Genugtuung durchwärmte sie. Dann aber wich der Ernst auf ihrem Gesicht einem gleichgültigen Lächeln. Sie warf den Kopf kokett zur Seite und sagte leicht hin:

„Nein, nein, Herr Polizeimeister. Es tut mir leid, das geht nicht mehr. Das würde mein Bräutigam Pawel Kusmitsch Rätzow wohl nicht freundlich aufnehmen. Seltsam, seltsam, daß die hohe Polizei immer ein wenig zu spät kommt.“

Sie hatte die letzten Worte in einem nachlässigen, ja verächtlichen Tone hingeworfen und wandte den Kopf von ihm ab.

Wolski stand mit tiefgerötetem Gesicht und hämmerndem Pulse da und bohrte verlegt den Blick in den Boden. Er richtete sich jedoch gleich wieder auf und preßte mit eifriger Zurückhaltung und scharf akzentuiertem Tone nur die Worte heraus:

„Pardon, Madame!“

Dann schlug er die Hacken wieder laut zusammen und eilte nach einer gemessenen Verbeugung mit festen Schritten zum Tor hinaus.

Marja hatte ihm einen Augenblick nachgesehen und lachte, als er die Tür hinter sich geschlossen hatte, hell auf.

Wolski war unterdessen die Straße entlang ins Freie gestürzt. Dort draußen auf einsamem Felde machte er Halt und ließ sich am Chausseegraben nieder. Es arbeitete noch heftig in seiner Brust. Marja Titownas Spott hatte ihn bis tief ins Innerste getroffen, und er schämte sich jetzt noch nachträglich der kläglichen Rolle, die er vor ihr gespielt hatte.

(Fortsetzung folgt.)



Rethel — Feuerbach — Marées

Von Wilhelm Mießner-Berlin



Die drei Namen bedeuten drei Tragödien der deutschen Kunstgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts, eine Prometheus-Trilogie des schöpferischen Menschen, eine Auflehnung gegen den „göttlichen“ Willen des Volkes und der Kritik. Starr und widerspenstig sind alle drei Künstler an dem Unverstand der Masse zugrunde gegangen, um endlich in ihren Werken eine Auferstehung zu feiern, die wie ein Gericht wirkt. Die Romantik der Tieck, Novalis, Brentano, der Overbeck, Cornelius, Schadow ist der Ausgangspunkt für Rethel, und die Romantik Wagners